

NACHRICHTEN  
AUS DEM NETZ

Der PC ist tot. Kleinen, mobilen und cloudbasierten Geräten gehört die Zukunft, darin sind sich alle Experten einig. Allein in der letzten Woche 2011 wurden mehr als eine Milliarde Apps heruntergeladen. Entweder, um produktiver zu werden oder zur Zeit verschwendung. Doch der Komfort hat auch seine Schattenseiten. Nur um die Bedingungen noch einmal zusammenzufassen: 30 Prozent Umsatzbeteiligung von jedem Download lässt sich Apple bezahlen, er behält Einblick in die Daten der Nutzer, und jeder Entwickler muss seine Software von Apple-Leuten begutachten lassen, gegen die so mancher nordkoreanische Zensur gutwillig erscheint. Wer freie Apps auf sein Gerät spielen will, braucht eine Entwicklerlizenz, die sich Apple teuer bezahlen lässt. Und trotzdem drängen kleine Softwarestudios und große Medienunternehmen immer weiter in den vermeintlich bequemeren Vertriebskanal.

„Wir brauchen wütende Nerds“, fordert deshalb in der vergangenen Woche der Jurist und Netzexperte Jonathan Zittrain in einem Essay. Dabei warnt er vor den möglichen Konsequenzen, wenn man Personal Computer durch sterile, an ein Kontrollnetzwerk gebundene Geräte ersetzt. „Wenn wir von den Annehmlichkeiten in eingemauerten Gärten einlassen lassen, verpassen wir die Innovationen, die die Gärtner aussperren.“ Und wir ermöglichen eine Zensur von Code und Inhalten, die früher nicht möglich war“, schreibt Zittrain. Der Harvard-Professor hatte schon in seinem Buch „The Future of the Internet – and how to stop it“ für ein offenes Netz plädiert. Auch Regierungen hätten gemerkt, dass dieses Konzept eine Zensur viel einfacher macht. „Was es vorher eine Sisyphus-Arbeit, all die Bücher, Traktate und Webseiten unter Kontrolle zu halten, genügen jetzt ein paar Anordnungen an die digitalen Türhüter wie Apple oder Google, um unliebsame Inhalte zu entfernen.“ Das Software-Monopol, das Microsoft mit seinem Windows-Betriebssystem in den 1990er Jahren quasi innehatte, sei ein Witz gegen die Marktmacht, mit der die Nutzer Apple freiwillig ausstatten würden.

Nun könnte man sagen, dass dies kein Problem sei, schließlich ist ein iPhone für viele Anwender kaum ein Computer, sondern eher ein Touchscreen, mit dem man Angry Birds spielen kann. Doch die App-Philosophie setzt sich auf den anderen Apple-Geräten wie dem iPad fort. Und der Mac-Appstore ist genauso restriktiv wie der für die mobilen Geräte. So dürfen Apps zum Beispiel nicht dazu führen, dass sich das Aussehen des Desktops ändert. Auch in andere Umgebungen breitet sich das Prinzip der abgeschlossenen Mini-Programme aus. So plant Microsoft für Windows 8 einen eigenen App-Store, Anfang Februar soll der Markt in eine Beta-Version gehen.

Ein weiteres Problem, das mit der Migration in die App-Umgebung einhergeht, sprach zuletzt der Blogger und Open-Source-Aktivist Cory Doctorow an: Langsam aber sicher würden die Nutzer zur Unmündigkeit erzogen werden. In das Design der Apple-Geräte sei viel Überlegung und Intelligenz eingeflossen, doch es zeige auch eine offenkundige Verachtung gegenüber dem Besitzer. „Wenn man seinen Kindern ein iPad kauft, ist das keine Starthilfe hin zu der Einsicht, dass die Welt für einen da ist, um auseinanderzunehmen und wieder zusammengebaut zu werden. Man vermittelt seinem Nachwuchs vielmehr, dass selbst so etwas wie ein Batteriewechsel eine Sache ist, die man Fachleuten überlassen sollte.“ MICHAEL MOORSTEDT

# Warum muss es nur immer so viel sein?

Es ist Marathon: Eine Vorausschau auf die großen Ereignisse in der zeitgenössischen Kunst in diesem Jahr

Auf das Publikum kann sich die Gegenwartskunst derzeit verlassen. Der Zulauf zu den großen periodischen Ausstellungen steigt ständig, zu einer gelungenen Biennale gehören *per se* hohe Besucherzahlen, am besten Zuwachsraten, also Rekorde. So auch bei der Documenta. Sie hat sich bei ihren zurückliegenden Ausgaben regelmäßig selbst übertroffen und hat vor fünf Jahren 750 000 Besucher begrüßen können – eine Zahl, die sie 2012 natürlich nicht unterbieten darf, soll sie nicht als Misserfolg in die Annalen eingehen. Die 54. Biennale in Venedig wiederum haben im vorigen Jahr 440 000 Besucher gesehen, mit denen die Bestmarke von 2009 (365 000 Besucher) noch einmal um zwanzig Prozent in die Höhe geschraubt wurde; auch die Berlin-Biennale verzeichnete in ihren letzten Ausgaben stets steigende Quoten.

Bemerkenswert ist der Run auf die Gegenwartskunst schon deshalb, weil bei den genannten Anlässen Meisterwerke aus dem MoMA nicht präsentiert werden. Ins Schaufenster gestellt werden vielmehr atelierfrische Arbeiten einer bisweilen durchaus spröden, ja hermetischen Produktion, die auch für das professionelle Publikum keineswegs immer schnell und vollends durchsichtig ist. Vieles von diesem Angebot muss jedenfalls auf ausgeprägtes Interesse rechnen, um überhaupt adäquat wahrgenommen werden zu können.

Der Boom der zeitgenössischen Kunst dürfte sich in diesem Jahr bestätigen, wenn in Deutschland außer der Documenta weitere internationale beachtete Ausstellungen eröffnen – wie die siebte Berlin-Biennale oder der Hannoveraner Überblick „Made in Germany“, der sich 2007 erstmals an die Documenta angehängt hatte. Hinzu kommen die neunte Manifesta im belgischen Genk (bei Mastricht) und die dritte Kunstbiennale in Paris, die diesmal von Okwui Enwezor verantwortet wird. Marrakesch, Sidney und Sao Paulo, Havanna, Bukarest, Liverpool – und in Indien debütiert im Dezember die Kochi-Muziris-Biennale. Ehe man sich's versieht, hat sich die Agenda 2012 mit Biennalen allüberall gefüllt. Keine „Grand Tour“ steht in unseren Breiten zwar bevor wie 2007, wohl aber ein veritabler Kunst-Marathon.

## Die seltsamen Fortschritte der Zeitgenossenschaft: Ein „ästhetischer“ Journalismus

Was erwarten die Besucher von der „zeitgenössischen“ Kunst? Wie der Name sagt: Sie konfrontieren sich mit der eigenen Zeitgenossenschaft in (hoffentlich) verdichteter visueller Form, erfahren hautnah, wie sich der Status quo der Gegenwart anfühlt und wie man selbst sich dabei fühlt, noch nicht kanonisierte Kunst nach eigenem Urteil zu goutieren oder zu verwerfen. So lassen sich auch je eigene Kriterien und Werte auf den Prüfstand stellen. Zeitgenössische Kunst ist „Ausdruck unserer Zivilisation“ (Chris Dercon) und hat einiges an kritischen, ironischen, verkopften, absurden Punkten zu bieten.

In Venedig anno 2011 konnte man in die Alpträume eines Drohnenlenkers eintauchen, der von den eigenen Dämonen heimgesucht wird, sah in einem makabren fiktiven Video, wie die Asche des Leichnams von Adolf Eichmann in einer Nacht-und-Nebel-Aktion im Mittelmeer



Der im Juni 2010 aufgestellte Baum „Idee di Pietra“ von Giuseppe Penone, das erste veröffentlichte Kunstwerk zur Documenta (13). Foto: Uwe Zucchi/dpa

verstreut wird, setzte sich Fotografien mit grauslichen Verstümmelungen in einer wuchernden Installation über Kapitalismus und Krieg aus. Man hörte Opernsängern zu, die Erinnerungen von Autofahrern an ihre heftigen Unfälle als Rezitativ wiedergaben, und fühlte sich in je-

ne Dunkelheit ein, in der die chilenischen Bergleute im Herbst 2010 für 69 Tage ausharren mussten. Oder man musterete eine – von der Biennale-Jury preisgekürnte Kollektion öffentlicher Müllfahrern aus diversen Ländern, die damit auf ungewöhnliche Weise porträtiert wur-

den. So könnte insgesamt ein Beutetrag mit Impressionen in Venedig ausgefallen sein. Jeder kann sich sein Gegenwarts-Kaleidoskop zusammenstellen, denn für alle Besucher halten die großen Überblicksschauen mindestens ein paar Eindrücke bereit, die nachwirken und für die es sich dann auch gelohnt hat zu kommen. Oder?

Ist es nicht doch etwas zu niedrig gegriffen, wenn eine Ausstellung sich in einem massenhaften Angebot möglichst homogener Qualität erschöpft, bei dem für jeden schon irgendwas dabei sein wird? Den wachsenden Besucherzahlen steht ein nicht minder wachsendes Unbehagen auf Seiten der Kritiker am Biennale-Betrieb und den Massenausstellungen gegenüber. Die Vorwürfe lauten – weit über die letzte Venedig-Biennale hinaus auf Redundanz, Routine, Marktgängigkeit, Messe-Look der Veranstaltungen. Beklagt wird nicht nur eine in den eigenen Bahnen zirkulierende Kunst, die – als „ästhetischer Journalismus“ oder in den zahllosen Varianten eines Retro-Konzeptualismus – Fußnote um Fußnote zu ihrer eigenen Vorgeschichte anhäuft, ohne eine eigene Geschichte zu begründen. Zur Disposition steht auch die Institution Ausstellung in ihrer Funktion der Meinungsbildung.

## Fußnote um Fußnote zur eigenen Geschichte anhäufen, ohne sie begründen zu können

Tatsächlich gelingt es nur wenigen Großausstellungen, ihre eigene Notwendigkeit unter Beweis zu stellen, ein Nachweis, der auch durch Quote nicht erbracht werden kann. Niemand erwartet von einer Biennale eine Kette mehrerer hundert Schlüsselwerke unserer Zeit. Zu oft bleibt aber die Frage unbeantwortet, warum es überhaupt immer viele hundert Werke sein müssen, die man sich zu Gemüte führen soll – worin der Mehrheit der Masse bestehen soll und ob diese mit der gezeigten Kunst überhaupt etwas zu tun hat.

Die geringsten Erwartungen, die sich vor diesem Hintergrund an den kommenden Sommer richten, bestehen in Ausstellungen, die ihre Auswahlkriterien schärfen und ihre Dringlichkeit auf gesamter Strecke zu formulieren wissen. Zeitgenossenschaft auf den Punkt zu bringen, ist 2012 vor allem von der Documenta 13 gefordert. Aus der Künstlerliste sind bislang noch nicht allzu viele Namen nach außen gedrungen – darunter Etel Adnan, Carol Bove, Thea Djordjadze und Mariana Castillo Deball, Willie Doherty, Dora Garcia, Simryn Gill, Trisha Donnelly, Amar Kanwar und Allora/Calzadilla.

„Collapse and Recovery“ nennt die d-13-Leiterin Carolyn Christov-Bakargiev ihr großes Leitmotiv. Seine Aktualität lässt sich mit Blick auf Afghanistan, Tunesien, Ägypten kaum bezweifeln. Die Amerikanerin will Architekturen der fünfziger Jahre von Paul Bode (1903 bis 1978) und seinem Bruder Arnold Bode (1900 bis 1977), dem Begründer der Documenta im Jahr 1955, als historischen Resonanzboden erschließen. Niedergang und Neuanfang, ein unreiner Kassele Stoff, sollen an den Ort der Documenta zurückgebunden werden. Wenn diese Rückkoppelung von Gegenwart und Zeitgeschichte gelingt, könnte die Documenta eine interessante Standortbestimmung werden. GEORG IMDAHL

Neu auf DVD

## Fließend Känguru

Lévi-Strauss, Doctor Dolittle und Nicolas Roeg

Ich fühl' mich wie ein aufgezümmtes Pferd, sagt der hagere weißhaarige Mann mit der dicken Brille und wirft, von flinken Schneidern umschwirrt, unsichere Blicke um sich – Claude Lévi-Strauss, bei der Anprobe der reich ornamentierten Uniform der Académie française, in die er 1973 aufgenommen wurde. Ein komischer Anblick, aber nicht lächerlich. Warum sollte ich das absurd finden, erklärt der weltberühmte Wissenschaftler: ein traditionelles Ritual in unserer eigenen Kultur, von der Art, wie sie uns in den fremden Gesellschaften so ungemein faszinieren!

Lévi-Strauss in Aktion gibt es in „Selbstbildnis des Ethnologen“ von Pierre-André Boutang und Annie Chevallay, wo er sein Leben und seine Karriere reflektiert, und in „A propos de Tristes tropiques“ von Jorge Bodanzky, Jean-Pierre Beaurenaud und Patrick Menget, wo er über seine Reise in den Dreißigern erzählt, zu den Bororo im brasilianischen Dschungel, und wo es Fotos und Filmszenen zu sehen gibt, die er dort machte – eine Begegnung, die, sagt er, ein Segen war für ihn. Lévi-Strauss erzählt von seiner Jugend, von Freud und Marx, vom Vater, der ein großer *bricoleur* war, von seinen Studien, er sieht sich als Reisender, als Archäologe des Raums, er hat dem Denken eine unerhörte Materialität zuerkannt, und ihm zuzuschauen ist faszinierend, sein Sprechen ist Action!

Linguistik im Musical, und ein bisschen Ökologie, „Doctor Dolittle“, nach den Büchern von Hugh Lofting, Regie Richard Fleischer. Ein amerikanisches Genre, hier im britischen Stil durchgezert. Rex Harrison spekuliert über neue Kommunikationsformen: wenn man als Mensch die Tiersprachen – 2000! – beherrschen würde, „If I could talk to the animals, just imagine it...“, die Idee gewinnt Drive – „I would converse in polar bear and python, and I would curse in fluent kangaroo...“, und man hat gar nicht gemerkt, wie aus dem Sprechen ein Song geworden ist, die allmähliche Verfertigung der Worte beim Singen.

Die Einheit von Natur und Kultur hält die japanische Gesellschaft zusammen, daher die extreme Affinität dort zu Manga, Comics, Animation. „Welcome to The Space Show“ von Koji Masunari ist juvenil und erwachsen zugleich, der Film beginnt in einem idyllischen Städtchen zur Sommerzeit, fünf Kinder haben ein paar Ferientage auf dem Land, die Erwachsenen sind fern. Ein kleiner Alien ist in der Umgebung gelandet, in Gestalt eines Hundes, er nimmt die Kids auf einen Trip mit auf die andere Seite des Mondes. Der Übergang aus der natürlichen in die spagite Welt geschieht durch eine traumhaft schöne Sequenz, die Kubricks Riesenrad-Raum-Walzer weiterführt – auf dem Klettergerüst ihres Schulhofs schweben die Reisenden durch die Schwärze des Alls, abgehoben, traumverloren. Die fremde Kultur, die sie nun erforschen, ist selbst in ihren absurdesten Formen und Ritualen dicht und lakonisch dokumentiert.

Lévi-Strauss war ein lustvoller Kinogänger, in dem Begleitheft zur Filmedition ist das schöne Interview abgedruckt, das er 1964 den *Cahier du Cinéma* gab. Das Kino hat sich verändert, sagt er da, die Homogenität ist weg, auf die man sich verlassen konnte, und die einen ohne Beunruhigung ins Kino gehen ließ. „Jetzt gibt es Schulen, Doktrinen, die jedes Mal zu einer Wahl zwingen, was ich persönlich sehr unangenehm finde“. Ein Rest davon überlebt im Genrekin, in wilder archaischer Form. Zwei Stücke aus Australien, Erstlingswerke: In „Primal“ von Josh Reed werden ein paar Studenten, die ein altes magisches Höhlengemälde studieren wollen, von einem grausamen Wesen aus der Urzeit heimgesucht – dessen erstes Opfer war der Höhlenmaler, sein Blut bespritzt die Wand, nur sein Handabdruck bleibt weiß zurück, als Zeichen zeugend von der Tat. In „Wasted on the Young“ von Ben C. Lucas gibt es Mobbing, Intrige, Vergewaltigung in einer tödlich elitären Superschule, stoisch, im Stil einer klassischen Tragödie erzählt.

Ein früher Film des Kinostrukturalisten Nicolas Roeg, „Walkabout“, 1971. Ein schwarzer Käfer in der australischen Wüste, verloren, ausgesetzt, preisgegeben. Ein Vater, zivilisationsverzagt, der sich und seine Kinder töten will. Come on, we cannot waste time! Der VW geht in Flammen auf, die Kinder fliehen, ein junger Aborigine auf dem Weg zum Mannwerden nimmt sich ihrer an – der sagenhafte David Gulpilil. Den Raum denken, die Zeit eliminieren, sich transparent, zum Durchgangsort machen: „Into my heart an air that kills from you far country blows...“ Im Bonusmaterial gibt es einen Film über Gulpilil, wie er sich in einen Smoking wirft und zu einer Filmpremiere fährt, lachend, unbeschwert. FRITZ GÖTTLER

Claude Lévi-Strauss. Selbstbildnis des Ethnologen, Filmedition Suhrkamp. Doctor Dolittle, Koch Media. Welcome to The Space Show, Universum. Primal, Sony. Wasted on the Young, Universum. Walkabout, Pierrrot le Fou.

# Bauen als „Dienst am Volke“

Eine Ausstellung in Dessau untersucht die Zusammenhänge zwischen Bauhaus und der Architektur der israelischen Kibbuzim

Der Zionismus ist in seiner Entstehung und ersten Phase von einem brausenden Optimismus erfüllt. Gewiss geht es darum, den drückenden Verhältnissen in Europa zu entkommen – aber zu diesem negativen Moment tritt das einer großen Hoffnung. In seiner Programmschrift „Der Judenstaat“ von 1896 vergleicht Theodor Herzl die „Jewish Society“, der er die geistige Gründung der neuen Heimat anvertrauen will, mit dem biblischen Moses. Dessen Werk verhalte sich zu dem kommenden wie ein „wunderschönes altes Singspiel zu einer modernen Oper“ mit gewaltig erweitertem Orchester, „elektrischem Licht, Dekorationen, Chören, herrlicher Ausstattung und mit den ersten Sängern“. Und auch die Architektur: „Wenn wir Bauten auf führen wollen, werden wir nicht hilflose Pfahlbauten an einen Seerand stecken, sondern wir werden bauen, wie man es jetzt tut. Wir werden kühner und herrlicher bauen, als es je vorher geschehen ist.“

Und so kam es, beinahe jedenfalls. Tel Aviv und Haifa sind zu exemplarisch modernen Städten geworden, sie gelten als Orte, an denen sich die großen Ansprüche des Bauhauses materialisiert haben. Letzteres ist nur sehr eingeschränkt richtig. Unter den bestimmenden Architekten Israels hatte nur eine kleine Minderheit in Weimar und Dessau studiert. Aber auch hier hat der Mythos sich durchgesetzt, auch in Israel heißt gemeinhin Bauhaus, was modern, kühl, klar wirkt.

Ganz unsinnig ist das nicht. An einem anderen Gegenstand zeigt gerade die Stiftung Bauhaus in Dessau, welche Beziehungen es nach Palästina und Israel gab: „Bauhaus und Kibbuz – Pioniere des Kollektivs“. Die Ausstellung fußt auf dem israelischen Beitrag für die Architekturbiennale 2010 in Venedig, für Dessau wurde sie ein wenig erweitert.

Wie schwierig das Verhältnis von Bau-

haus und Kibbuz zu beschreiben ist, zeigten schon die Titel der Ausstellung. In Venedig wurden die Kibbuzbauten als „Architektur ohne Vorläufer“ beschrieben. Was kann es da heißen, wenn man in Dessau wieder von Bauhaus und Kibbuz spricht? Die Vorstellung, es seien Bauhäusler in großer Zahl nach Palästina gezogen, um dort ihre in Weimar und Dessau erhaltenen Lehren anzuwenden, ist reizvoll, aber falsch. Es gab sie, sie spielten eine nicht unwichtige Rolle, aber sie dominierten nicht. Es ist nicht das Bauhaus, das den Kibbuz plant, aber es gibt Gemeinsamkeiten in den Grundfragen von Bauen und Planen.

Die Kibbuzbewegung war ein sozialistischer Flügel des Zionismus. Im Kibbuz war Privateigentum weitgehend aufgehoben. Es wurde kein Arbeitslohn gezahlt, sondern nach dem Grundsatz „Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen“ gelebt. Die Gebäude waren öffentlich, die Familien hatten zunächst nur sehr kleine Privatwohnungen; alle Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich in den Speisesälen eingenommen. Auch die Erziehung war (wenn auch nicht überall) konsequent vergesellschaftet. Eltern und Kinder sahen sich nachmittags für zwei Stunden, zum Schlafen gingen die Kleinen wieder in

ihre Häuser. Es war eine sehr spezielle Art zu leben, selbst auf dem Höhepunkt ihrer Vitalität in den dreißiger Jahren hatte die Kibbuzbewegung nicht einmal zehn Prozent der in Palästina lebenden Juden sich gewonnen. Große Teile der zionistischen Bewegung wie etwa Herzl dachten bürgerlich-individualistisch und verteidigten Privateigentum und Unternehmergesinnung. Aber im Anspruch auf Erneuerung des Lebens durch landwirtschaftliche und körperliche Arbeit steckte wiederum etwas von dem Reformgeist, der den ganzen Zionismus durchzog und eben auch das Bauhaus: Heilung der als entfremdet empfundenen Gegenwart

durch Zusammenfügung des vormalig Getrennten. Unter seinem zweiten Direktor Hannes Meyer hatte das Bauhaus linke Tendenzen aufgegriffen. Die Forderung, Bauen müsse „Dienst am Volke sein“, entsprach auch den Vorstellungen der Kibbuzim. Hier kann man auch eine direkte Verbindung herstellen. Arieh Sharon, der viel für Kibbuzim baute und von 1948 bis '53 das Landesplanungsbüro des israelischen Ministerpräsidenten leitete, hatte mehrere Jahre im Büro von Hannes Meyer gearbeitet. Vor allem die demokratische Planungskultur ist bemerkenswert. Das sprechendste Stück der Dessauer Ausstellung ist ein Modellbaukasten von Samuel Bickels, eine provisorisch aussehende Sammlung der typischen Bestandteile eines Kibbuz. So konnten die Kibbuzbewohner sich die Planungen vor Augen führen und auf einfachste Weise selbst Vorschläge machen.

Die ästhetische Seite ist allerdings weniger aufregend. Zweckbauten dominierten die Kibbuzim. Allein die Speisesäle mit ihrem Drum und Dran boten Gelegenheit, etwas großzügiger zu planen. Doch vermitteln die ausgehängten Fotos und Pläne nicht den Eindruck baukünstlerischer Großtaten. Auch Geschirr und die Möbel sind recht anspruchslos gestaltet. Auf dem Land wurde eben mit knappen Mitteln für elementare Bedürfnisse gebaut. Die Kibbuzbewegung wurde in ihren Anfängen von einem ganz ungewöhnlichen sozialen Enthusiasmus getragen. Dass er sich in große Baukunst umgesetzt hätte, lässt sich in Dessau schwer erkennen. STEPHAN SPEICHER

„Kibbuz und Bauhaus – Pioniere des Kollektivs. Bauhaus Dessau“, bis zum 13. Mai. Heft 2 der Zeitschrift Bauhaus ist dem Thema Israel gewidmet und kostet 8 Euro.



Bauhaus in Israel? Das Speisesaalgebäude im Kibbuz Mechavia, das in den dreißiger Jahren von dem Architekten Richard Kauffmann entworfen wurde. Foto: unbekannt/Katalog

